

Aspekte der Mundart in der Deutschschweiz = Approches du dialecte en Suisse alémanique

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **15 (2005)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ASPEKTE DER MUNDART IN DER DEUTSCHSCHWEIZ

APPROCHES DU DIALECTE EN SUISSE ALÉMANIQUE

DEFINITIONEN UND HISTORISCHE EINORDNUNG

Walter Haas

Im Vorwort zum ersten Band des Deutschen Wörterbuchs (1852) schrieb Jacob Grimm: «[Die schweizerische Volkssprache] ist mehr als bloszer dialect, wie es schon aus der freiheit des volks sich begreifen lässt; noch nie hat sie sich des rechtes begeben selbständig aufzutreten und in die schriftsprache einzufliessen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtiger zu ihr vordringt. von jeher sind aus der Schweiz wirksame bücher hervor gegangen, denen ein theil ihres reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere zuthat aus der heimischen sprache fehlte.»

Das für Schweizer erbauliche Zitat bietet einen schönen Einstieg in die definitorischen Probleme um *Dialekt* und *Standardsprache*. Vier einschlägige Bezeichnungen kommen darin vor: *volkssprache*, *dialect*, *schriftsprache*, *heimische sprache*; es fehlt *Mundart*, das wir heute als Synonym von *Dialekt* auffassen dürfen. *Volkssprache* und *heimische sprache* bezeichnen offensichtlich die gleichen Gegenstände. Damit kontrastieren zum einen *schriftsprache*, zum andern aber auch *dialect*, da ja die *schweizerische volkssprache* «mehr» als «bloszer dialect» sei. Aber was ist sie dann? Und wer ist das Volk der *volkssprache*? *populus* oder *vulgus in populo*?

Wörter im Sinnbezirk von Sprache und Dialekt scheinen weder scharf abgegrenzt zu sein, noch sehr klare Bedeutungen zu haben; dafür sind sie nicht selten emotional geladen, wie die *heimische sprache*. Im Alltag hat sich daran bis heute nicht viel verändert. So könnte ein und dieselbe Sprecherin sagen: Meine Sprache ist der Dialekt von Tifers / Der Dialekt von Tifers ist keine Sprache.

Nur ganz wenige Leute würden zurückfragen: «Ist der Dialekt von Tifers nun eine Sprache oder nicht?» Und noch weniger würden fragen: «Ist der Dialekt von Tifers ein *bloszer* Dialekt?» Wir wissen, dass *Sprache* in alltagssprachlichen Sätzen je nach Kontext disambiguiert werden muss, und dass *Dialekt* nicht so schrecklich strikt festgelegt ist.

Heute halten wir, anders als Grimm, ambige Termini in der wissenschaftlichen Diskussion für ungünstig. Gerade die unscharfe Abgrenzung von *Sprache* und *Dialekt* war der neueren Linguistik ein Dorn im Auge, da in der Alltags-

sprache mit den beiden Wörtern ungleiche Wertungen verbunden sind: *Sprache* wurde und wird als sozusagen «vollwertiges» Ausdrucksmittel, *Dialekt* als irgendwie minderwertiges aufgefasst – eine Wertung, die Grimm offenbar gerade auf das Schweizerdeutsche nicht angewandt wissen wollte. Linguistinnen und Linguisten haben diesen populären Stereotypen polemische «Definitionen» entgegengesetzt: «A language is a dialect with an army and a navy», oder: «Un dialecte est une langue qui n'a pas réussi.» Hinter diesen Pointen steht das strukturalistische Credo: Es gibt keinen wesenhaften Unterschied zwischen Sprachsystemen, die *Dialekt* oder aber *Sprache* genannt werden, die Differenz ist «nur» sozial, ja machtpolitisch bedingt. Aber gegen populäre Werturteile helfen geistreiche Richtigstellungen wenig – umso weniger, wenn sie selber etwas naiv sind: Gesellschaftliche Wertung trifft alles, was in gesellschaftlichem Brauch ist, und auch das ist eine Wirklichkeit.

Die Linguistik ist deshalb dazu übergegangen, *Sprache* und *Dialekt* kaum mehr als Termini einander gegenüber zu setzen – zu disparat sind die Bedeutungen dieser Wörter, zu eingewurzelt die damit verbundenen Wertungen und Konnotationen. *Sprache* dient uns noch erstens als allgemeiner Ausdruck für «das wichtigste und artspezifische Kommunikationsmittel der Menschen» und zweitens als spezieller Ausdruck für eine *Einzelssprache*, also für ein Sprachsystem mit einer (mentalen) Grammatik und einem (mentalen) Wörterbuch. Dann aber bleiben die Linguisten hart: Es gibt keinen wesenhaften Unterschied zwischen Sprachsystemen, ob man sie nun herkömmlicherweise *Sprache* oder *Dialekt* nennt: «Meine Sprache ist der Dialekt von Tavers» ist eine korrekte Ausdrucksweise; «Der Dialekt von Tavers ist keine Sprache» ist falsch. Um Konflikte mit den alltagssprachlichen Gewohnheiten zu vermeiden, zieht man neuerdings den neutralen Terminus *Varietät* vor, der ein Sprachsystem ohne funktionale oder soziale Charakterisierung bezeichnen will.

Wenn *Sprache* der Oberbegriff ist, fragt es sich, wie man die herkömmlicherweise als *Sprache* oder als *Dialekt* einander gegenübergestellten Systeme terminologisch unterscheiden kann. Das ist weiterhin notwendig, denn nur Erzstrukturalisten würden darauf beharren, dass zwischen dem Deutschen und dem Dialekt von Tavers *kein* wichtiger Unterschied bestehe – auch wenn er «bloss» soziolinguistisch und funktional zu begründen wäre.

Auch der Terminus *Dialekt* wird in unterschiedlicher Weise verstanden. Allen Verwendungsweisen ist gemein: 1. *Dialekte* sind «Sprachen», also Sprachsysteme; 2. *Dialekt* ist ein relationaler Begriff: Er *verweist* nicht nur auf ein Phänomen der Welt, sondern setzt es gleichzeitig zu andern in *Beziehung*.

Wenn wir ein Sprachsystem als *Dialekt* bezeichnen, dann sehen wir es nie isoliert, sondern immer im Kreise von andern Sprachsystemen oder im Gegensatz zu ihnen.

In unserm Erdteil versteht die Linguistik heute unter einem *Dialekt* ein Sprachsystem, das in primären Gruppen tradiert wird. Primäre Gruppen sind dadurch definiert, dass ihre Mitglieder in direktem *face-to-face*-Kontakt miteinander stehen; daraus ergibt sich die relative Einheitlichkeit ihres Dialekts «von selbst». Solche Kommunikation, und damit die Einheitlichkeit dialektaler Systeme, ist nur je in einem begrenzten Raum möglich. Die Bindung an primäre Gruppen und an den Raum macht aus den Dialekten Faktoren der Identifikation nach innen wie nach aussen – *heimische sprache* eben. Benachbarte Dialekte sind *ähnlich*, sie weisen also Übereinstimmungen und Abweichungen auf, und sie sind *systematisch* ähnlich, das heisst, die Abweichungen sind nicht zufällig, sondern wiederholen sich in gleicher Art: Berndeutsch *Raat* und Sanktgaller Deutsch *Ròòt* stimmen in den Konsonanten überein, und der Unterschied *aa* gegen *òò* kommt in sehr vielen weiteren Wörtern vor, wie *Naat/ Nòòt*, *Straass/Stròòss* usw.

Dialekte werden über den normalen Spracherwerbsprozess von Generation zu Generation weitergegeben, ohne institutionelle Vermittlung. Dialekte sind «natürliche» Sprachen *par excellence*, ihr genuines Medium ist das primäre Medium aller menschlichen Sprachen, die Mündlichkeit. Die dialektale Zersplitterung etwa der deutschen Schweiz führt drastisch vor Augen, dass die Dialekte in Kommunikationsnetzwerken leben, deren Grenzen weitgehend durch primäre Gruppen und ihre Integrations- und Abgrenzungsbedürfnisse bestimmt werden. Dass die schweizerdeutschen Dialekte über eine ununterbrochene Kontinuität auf die alemannischen Einwanderer des 5. und 6. Jahrhunderts zurückgehen, ist sicher; weniger sicher ist dagegen, ob jene Einwanderer eine einheitliche Sprache ins Land gebracht haben, auf welche die schweizerdeutschen Dialekte samt und sonders zurückgeführt werden könnten. Sicher ist wieder, dass die Dialekte unserer entfernten Vorfahren, falls sie bereits verschieden gewesen sein sollten, trotzdem untereinander ähnlicher waren als die heutigen Mundarten; sicher ist also, dass eine Auseinanderentwicklung stattgefunden hat; unsicher ist deren Verlauf. Einige Forscher glauben, dass etwa die lautliche Entwicklung unserer Dialekte schon im 12. Jh. einigermaßen den modernen Stand erreicht habe; diese Annahme ist insofern problematisch, als sie einen extrem raschen lautlichen Wandel in den ersten sechs Jahrhunderten der Sprachgeschichte des Landes und einen praktischen Stillstand in den zweiten

sechs Jahrhunderten voraussetzt. Wir wissen aber einfach noch zu wenig über diese Prozesse.

Und es ist fraglich, ob wir jemals Genaueres wissen können. Denn alte Sprache ist immer geschriebene Sprache, und geschriebene Sprache gehorcht andern Gesetzen als die gesprochene. Bis vor nicht allzu langer Zeit herrschte bei den Linguisten die Meinung vor, die Schriftsprache sei eine blosser Überführung gesprochener in geschriebene Symbole. Richtig ist, dass die Verschriftung einer Sprache immer von einer vorher nur gesprochenen Sprache ausgeht, auf der sie, wie man sagt, «fundiert» ist. Sobald aber einmal Texte da sind und die Tätigkeit des Schreibens von andern aufgenommen wird (und ohne das hätte sie wenig Zweck), bildet sich eine Tradition des «Abschreibens». Das fängt bei der Schrift selber an: Es ist eindrucklich zu verfolgen, wie sich die westlichen Buchstabenschriften sämtliche auf ein einziges semitisches System zurückführen lassen. Aber «Schreiben ist Abschreiben» gilt auch für die Sprachform selber; einmal gefundene Schriftlösungen werden rasch aufgegriffen und sie werden auch dann noch weitertradiert, wenn sie der eigenen gesprochenen Sprache nicht (mehr) entsprechen. So scheint sich die Art und Weise, wie man die deutschen Laute in Schriftzeichen überführt, in mittelhochdeutscher Zeit bei uns hier im Südwesten entwickelt zu haben, fundiert auf der hier gesprochenen Sprache, und sie hat sich im Prinzip bis heute gehalten, obwohl manche der geschriebenen Lautunterscheidungen von fast allen hochdeutschen Dialekten aufgegeben worden sind. Schriftsprache entfernt sich in kurzer Zeit von der gesprochenen Sprache und führt ein «pergamentenes» oder «papierenes» Eigenleben, und sie lässt die wirklich gesprochene Sprache kaum mehr zu Wort kommen. *Schriftsprache* meint eine Sprache, für die sich Verschriftlichungstraditionen entwickelt haben.

Daneben gibt es die oft synonym verwendeten Termini *Gemeinsprache*, *Hochsprache* und *Standardsprache*. *Gemeinsprache* betont nicht das Medium, sondern die kommunikative *Reichweite* der Varietät. Zwar ist Sprache als Gruppenphänomen immer mehreren Sprechern «gemeinsam», *Gemeinsprache* meint aber eine Varietät, die den Sprechern von mehreren kleinern Gruppensprachen «gemein» ist. Ein schönes Beispiel war die erstaunlich einheitliche Schriftsprache, welche die Eidgenossen im 16. Jahrhundert verwendet haben. Solche kleinräumige Schrift- oder *Landsprachen* gab es damals im deutschen Sprachgebiet in grosser Zahl. Obwohl sich eine Gemeinsprache auch auf mündlichem Wege herausbilden kann, führt der übliche Entwicklungsweg über die Schrift, die von Anfang an eine Emanzipation vom eng Lokalen erzwingt

und damit den Keim des Gemeinsamen schon in sich trägt. Die Termini *Schriftsprache* und *Gemeinsprache* werden deshalb nicht selten synonym verwendet, aber sie legen den Akzent auf unterschiedliche Dimensionen. Für das Deutsche gilt, dass sich die moderne Gemeinsprache als Schriftsprache entwickelt hat, indem sich die kleinräumigeren Schriftsprachen einander annäherten. In diesem komplizierten Prozess kam es zu einem gegenseitigen Geben und Nehmen, aber auch zum zeitweisen Vorrang verschiedener Landschaften. In den einzelnen Regionen stellt sich dieser Prozess als eine allmähliche Veränderung der geschriebenen Sprache dar, an dessen Ende überall die neuhochdeutsche Standardsprache steht – eine Standardsprache, die linguistisch natürlicherweise weiter von den gesprochenen Lokalsprachen entfernt ist, als es die kleinräumigeren Landsprachen waren. Es ist auch für die deutsche Schweiz faktisch wie ideologisch falsch, diesen Prozess als simple «Übernahme» einer «ausländischen» Sprachform darzustellen.

Hochsprache bezeichnet in der Regel ebenfalls eine gemeinsprachliche Varietät, die man sich nicht selten als «Dach» hoch über den Mundarten vorstellt. Ebenso häufig verbindet sich mit dem Terminus aber eine Wertung als «höhere» Sprache – höher weniger wegen des sozialen Stands ihrer Benutzer, sondern wegen der Funktionen und Textsorten, für welche sie verwendet wird: Nämlich für nicht-alltägliche, schriftliche, ausformulierte, auf Dauer bestimmte Texte, die der grösseren Mühewaltung wert sind. In diesem Sinne ist die deutsche Schriftsprache in der Schweiz in der Tat eher «Hochsprache». *Hochdeutsch* stand ursprünglich in Opposition zu *Niederdeutsch* und war somit sprachgeographisch motiviert. Da sich aber seit dem 16. Jahrhundert die niederdeutschen Schriftvarietäten an Schriftsprachen mit hochdeutscher Fundierung anglichen, wurde der Terminus – schon von Adelung «systematisch ambig» – sowohl sprachgeographisch wie stilistisch-funktional eingesetzt. Noch immer eignet er sich nicht schlecht als Name für die deutsche Standardsprache als im Wesentlichen hochdeutsch fundierte Varietät.

Der moderne Terminus *Standardsprache* legt den Nachdruck auf die Festlegung und Kodifizierung von Grammatik und Wortschatz. In Gemeinsprachen mit grossem Geltungsbereich ergibt sich eine vernünftige Einheitlichkeit nicht wie in Ortsmundarten «von selbst», sie kommen deshalb nicht ohne Standardisierung aus, wenn ihr Funktionieren als «gemeine» Sprache gesichert sein soll. Im Unterschied zu den andern Begriffen schliesst *Standardsprache* die Verwendbarkeit für *alle* Funktionen mit ein: In einer Standardsprache muss man beten, Mathematik betreiben, Romane schreiben, seinen Schatz bezaubern und seinen Gegner beleidigen können; so darf eine Standardsprache nie völlig

einheitlich sein, sie muss eine enorme stilistische Schichtung und Raum für regionale Differenzen bieten. Der Begriff kann deshalb kaum auf die Zeit vor 1900 angewandt werden: Damals gab es z.B. noch keine offizielle gesamtdeutsche Orthographie – hier war also die Standardisierung unvollkommen; und der Grossteil der Sprachgemeinschaft benutzte die Gemeinsprache nur für gewisse Funktionen – hier fehlte die Polyvalenz. Aus diesem Grunde ist es fraglich, ob das Hochdeutsche in der Schweiz als «Standardsprache» zu bezeichnen sei, da viele der sprachlichen Funktionen hier nicht von einem Register der Gemeinsprache, sondern von den Dialekten übernommen werden.

Zwischen den Dialekten eines Raums und seiner Standardsprache können unterschiedliche Arten der «Arbeitsteilung» bestehen. Die Varietäten können *sozial verteilt* sein, indem die Dialekte auf gewisse Gruppen beschränkt sind, während die übrigen Gruppen ein *Register* der Standardsprache sprechen, entstanden aus der Vermündlichung der ehemaligen Schriftsprache; die Dialekte werden dadurch zum sozialen Stigma des *vulgus* und zum *bloszen dialect*. In der deutschen Schweiz sind die Varietäten *funktional verteilt*: Dialekt und Standard bewältigen je unterschiedliche Situationen; ein derartiges situationales Arrangement nennt man *Diglossie*. In einer diglossischen Gesellschaft gehört dem Dialekt die Bewältigung des gesprochenen Alltags, niemand kann die Standardsprache (resp. ihr Alltagsregister), der nicht zuerst den Dialekt beherrscht. Das Schweizerdeutsche ist die Erstsprache aller, Sprache des *populus*, und das hebt es über den *bloszen dialect* hinaus. Historisch interessierte Soziolinguisten sehen in der Diglossie ein archaisches Varietäten-Arrangement, das zunächst durch eine Situation abgelöst wird, in der nur noch die Unterschichten den Dialekt beherrschen, um dann in die «Einsprachigkeit» zu münden (eine paradiesische Utopie wie die klassenlose Gesellschaft).

Auch in der Deutschschweiz hat sich die Diglossie modernisiert, aber nicht durch die Verdrängung der Dialekte, sondern durch die Verallgemeinerung der Standardsprachbeherrschung auf alle Mitglieder der Gemeinschaft (so weit sie für ihre Bedürfnisse nötig ist). Man kann hier von *ausgebauter Diglossie* sprechen. Ein seltsamer Germanozentrismus ist es, den allgemeinen Dialektgebrauch als Abwehr gegen Deutschland zu interpretieren: Die Deutschschweizer wollen nicht anders sprechen als die Deutschen, sondern gleich wie die andern Schweizer. Dennoch reflektieren sich die sozialen Unterschiede auch bei uns in der Sprache, und zwar sowohl im Dialekt wie in der Standardsprache, nur dass sich in der gesprochenen Sprache aufgrund der Dialektvielfalt die sozialen Differenzen weniger ohrenfällig fassen lassen. In diesem Sinne ist die Deutschschweizer Sprachsituation «egalitärer» als dieje-

nige der «einsprachigen» Romandie, wo geringste Akzent-Unterschiede genügen, um Sprecher sozial einzuordnen.

Diglossie wird sinnvollerweise für Situationen reserviert, in denen nicht nur die beteiligten Dialekte, sondern auch die dazugehörige Standardsprache systematisch ähnlich, «verwandt» sind. Dieses Verhältnis erleichtert den Erwerb der Standardsprache vom Dialekt aus, und es ermöglicht die fast beliebige «Einfuhr» standardsprachlicher Wörter in die Dialekte. Dies macht sie «fit» zur Bewältigung der enormen Ausdrucksaufgaben, die ihnen in der ausgebauten Diglossie überbunden werden; solche funktional potente Dialekte werden auch *Ausbaudialekte* genannt, und sie zeigen natürlich, dass zwischen dem *Gebrauch* einer Varietät und ihren *Mitteln* eben doch ein Zusammenhang besteht. Über das ganze Sprachgebiet gesehen sorgt die Verwandtschaft der Dialekte mit der Standardsprache ferner dafür, dass sich die Varietäten nicht beliebig weit auseinander entwickeln – darauf hat ebenfalls schon Jacob Grimm hingewiesen.

Die Funktionen der Dialekte entsprechen ihrer Gruppen- und Raumbindung: Sie sind Nähe-Sprachen, sie bewältigen alle Situationen der räumlichen, zeitlichen, emotionalen, sozialen... Nähe. Wahrscheinlich ist es ein menschliches Grundbedürfnis, das Nähe-Distanz-Verhältnis sprachlich-stilistisch auszudrücken. Innerhalb einer jeden Gruppensprache muss es deshalb Möglichkeiten geben, sowohl Nähe wie Distanz durch die Wahl der Sprachmittel zu symbolisieren. In der Tat sind wir dazu durchaus auch im Dialekt in der Lage; in der gesprochenen Standardsprache dagegen fehlen uns manchmal die Nähe-Register, während wir in Liebesbriefen auch hier erstaunlich weit kommen können. Es wäre deshalb sehr vergrößert, wenn man behaupten wollte, in der diglossischen Situation übernehme der Dialekt alle Nähefunktionen, die Standardsprache aber alle Distanzfunktionen. Freilich aber modelliert die Diglossie die Verteilung ihrer Varietäten nach dem Vorbild der universellen Nähe-Distanz-Opposition, indem sie das eine System typischerweise die Nähe, das andere die Distanz bewältigen lässt. Daraus wachsen den beiden polarisiert gesehenen Varietäten je ganz unterschiedliche stereotype Wertungen zu, die sich auch symbolisch ausnützen lassen – etwa durch die Wahl des Dialekts als Schriftsprache zum Ausdruck von so unterschiedlichen Nähe-Kategorien wie *coolness* oder Patriotismus.

Die historisch gewachsene Sprachsituation der deutschen Schweiz gehört zum Interessantesten und Anregendsten, was dieser alte Kontinent soziolinguistisch zu bieten hat. Es wissen es nur noch nicht alle.

«TOUR DE SUISSE» DER DEUTSCHSCHWEIZER DIALEKTE

Helen Christen

Es gibt Deutschschweizer Dialekte, aber: Schweizerdeutsch *n'existe pas*. Schweizerdeutsch ist ein etablierter Sammelbegriff für die Dialekte, die in der Deutschschweiz gesprochen werden und er wird manchmal – eher zum Missfallen der Sprecherinnen und Sprecher – auch für die gesprochene Standardsprache verwendet, wie sie in der Deutschschweiz mit unverkennbar lokaler Prägung gesprochen wird. Wie viele (Deutschschweizer) Dialekte es gibt, weiss niemand, kann niemand wissen. Die Frage ist müssig, weil sie eine einheitliche Definition nötig machen würde, wie viel denn an Unterschieden vorhanden sein muss, damit wir nicht von einem, sondern von zwei Dialekten sprechen.

Im Deutschschweizer Alltag hat sich eingebürgert, die Kantone als Bestimmungsgrössen heranzuziehen und von Zuger-, Berner-, Bündnerdialekt zu sprechen. Dass es sich dabei um überaus praktikable Hilfsgrössen handelt, die aber nicht immer ins Schwarze zielen, merkt man, wenn die Leute am Bündner Heinzenberg doch nicht ganz so Bündnerdeutsch sprechen wollen, wie wir das vielleicht von ihnen erwarten. Und wir merken es auch in den alltäglichen Diskussionen darüber, dass man – wenn nicht schon im nächsten Dorf, dann sicher im nächsten Tal – «ganz anders» spräche. Was auf den ersten Blick wie Folklore anmutet – und zu einem gewissen Teil wohl auch ist – verdankt sich dem Umstand, dass wir bei Sprachformen, die unseren eignen sehr ähnlich sind, besonders hellhörig sind, und oft schon die kleinsten Unterschiede wahrnehmen und diese, wenn wir es für nötig befinden, auch herausstreichen. Aus der Ferne dagegen mögen Sprecherinnen und Sprecher aus dem Schaffhausischen und dem Thurgau recht ähnlich in den Ohren klingen, was die Betroffenen selbst natürlich ganz anders sehen...

Die Einteilung der Dialekte hat Tradition – auch in der wissenschaftlichen Dialektologie, die sich der räumlichen Verschiedenheit von Sprache(n) annimmt. In einer Disziplin, die sich Jahrhunderte lang vor allem als eine historische Disziplin verstand, sind zur Einteilung der Dialekte Kriterien herangezogen worden, welche diese nach dem Abstand zu früheren Sprachstadien eingeteilt haben. Vor dem Hintergrund der unaufhaltsamen Neuerungen, denen alle gesprochenen Sprachen unentwegt und – häufig von den Sprecherinnen und Sprechern unbemerkt – ausgesetzt sind, hat man ältere Sprachstufen als

Richtschnur genommen und die Dialekte danach eingeteilt, wo welche Neuerungen auftreten und wo nicht. Eine der Eigenheiten, die charakteristisch ist für den Südwesten des deutschen Sprachraumes, ist der Umgang mit den alten Vokalen *ue*, *üe* sowie alten langen *u*, *i* und *ü*, die in den Wörtern *Bueb* (*Bube*), *süess* (*süss*), *Huus* (*Haus*), *Iis* (*Eis*) und *Lüüt* (*Leute*) vorkommen und in der Deutschschweiz noch so ausgesprochen werden wie im Mittelalter. Die Dialekte, die diese altmodischen Vokale verwenden und sich durch eine Reihe weiterer Eigentümlichkeiten auszeichnen, werden gemeinhin als alemannische Dialekte bezeichnet, zu denen bis auf den bayerischen Dialekt von Samnaun alle Deutschschweizer Dialekte gehören.

Jetzt allerdings zu meinen, die Schweizer Dialekte wären nichts anderes als altmodisches Deutsch, erliegt einem Mythos, der sich so nicht halten lässt. Je nach sprachlicher Grösse, die man in ihrem Lauf durch die Zeit beobachtet, tragen einige Schweizer Dialekte ganz moderne Züge, die sogar die Standardsprache alt aussehen lassen – so ist die Konjugation der Verben oder die Deklination der Substantive in manchen Dialekten äusserst progressiv. Und auch die berühmte «Lautverschiebung», welche die Konsonanten *p*, *t*, *k*, in unserer Gegend vor über tausend Jahren zu *pf*, *ts*, (*k*)*ch* verändert hat (die anlautenden Konsonanten in Wörtern wie *Pfeife*, *Zahl*, *Kind* lauten im norddeutschen Mecklenburg *Piep*, *Tal*, *Kind*, im schweizerischen Mittelland *Pfiife*, *Zahl*, *Chind*), weist für die Deutschschweiz einen neueren Lautstand aus.

Die Dialekte im Alpenraum, in der Dialektologie als höchstalemannisch bezeichnet, werden von den mittelländischen Dialekten, den hochalemannischen, dadurch abgegrenzt, dass hier eine grössere Zahl von Altertümlichkeiten bewahrt blieb (dass die Verben im Plural zum Teil drei formal verschiedene Formen kennen), aber auch, dass sie wiederum moderner sind und beispielsweise den Konsonanten *k* auch in lautlichen Konstellationen, wie sie etwa im Wort *trinken* gegeben sind, zu *ch* verschoben haben, sodass *trinken* als *triiche(n)* ausgesprochen wird.

Wie aber steht es mit den Wörtern, die doch so gerne ins Feld geführt werden, wenn es um die viel beschworene Ursprünglichkeit und Diversität der Dialekte geht? Natürlich kann man im Sprachatlas der deutschen Schweiz (1962-1997), der die räumlichen Unterschiede der Deutschschweizer Dialekte kartiert, zur Kenntnis nehmen, dass der Schmetterling, der Obstkuchen und das Schnurren der Katze in einer Vielzahl von regionalen Bezeichnungen vorkom-

men. Bloss ist der Wortschatz der für Veränderungen zugänglichste Teil unserer Sprache: Während viele Sprecherinnen und Sprecher der Lautung und der Formenbildung des Dialekts oder der Dialekte, die sie in der Kindheit erworben haben, zeitlebens relativ treu bleiben, eignen sie sich bis ans Lebensende neue Wörter an, die ihren Wortschatz ständig verändern. Das ist auch unerlässlich für die Bewältigung des Alltags: Wir brauchen präzise Wörter, die etwa den relevanten Unterschied zwischen einem E-Mail und einem Brief mit wenig Aufwand benennen können, und so gelangt *E-Mail* wie viele anderen neuen Wörter ins Luzerndeutsche, Baseldeutsche, Nidwaldnerdeutsche. Dass einige Sprecherinnen und Sprecher sich nun neben dem *Pfifalter* auch noch den *Summervogel* oder den *Schmetterling* leisten, verdankt sich einerseits der Durchschlagkraft von Wörtern, die durch ihre Präsenz in der geschriebenen Sprache gewissermassen einen kommunikativen Mehrwert haben, andererseits dem Umstand, dass wir in der alltäglichen Kommunikation mit Sprecherinnen und Sprechern verschiedener Regionen nicht mit besonderen Wörtern auffallen wollen, die vom Gehalt der Äusserungen ablenken würden. Mögen Nachfragen von der Art – du sagst *Pfifalter*, kommst du aus dem Wallis? – manchmal willkommener Gesprächsanlass sein, sind sie eher irritierend, wenn es um Massnahmen gegen das Aussterben einer Schmetterlingspezies geht.

Hört man sich an, wie die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer ihren sprachlichen Alltag bewältigen, so kann man feststellen, dass vom Schächen-tal bis Riehen dafür weitgehend die gleichen Wörter gebraucht werden, freilich in Urner oder Basler Lautung. Unterschiede im Wortschatz sind am ehesten dann zu erwarten, wenn über Landwirtschaft, Haushalt und Handwerk gesprochen wird, allerdings so, wie diese vor der Verbreitung von Mähdre-schern, Handmixern und Robotern betrieben wurden. Unterschiede sind auch in der Dialektliteratur zu erwarten, deren Legitimation oft gerade darin zu bestehen scheint, einer entsprechend geneigten Leserschaft mit besonders exo-tischen und eigentümlichen, aber nicht zwingend aktuellen Wortschatzvarianten gefällig zu sein.

Das heisst nun keineswegs, dass es die Vielfalt der Dialekte nicht mehr gäbe. Meist lassen sich Sprecherinnen und Sprecher, von deren Herkunft wir nichts wissen, nach ihrer Sprechweise regional verorten – nach wie vor hören wir den Solothurner, die Obwaldnerin heraus. Weil die so genannten Schibboleths, die Wörter, an denen wir die Herkunft zuverlässig erkennen können, häufig

auf sich warten lassen, sind es andere Phänomene, die uns eine ziemlich verlässliche Zuordnung erlauben. Es sind dies die charakteristischen Lautungen.

Beispielsweise wird der *ei*-Laut in *Geiss* oder *Einsamkeit* und vielen anderen «alten» und «neuen» Wörtern im Westen als *ei*, im Osten als *äi* ausgesprochen. In Teilen des Kantons Bern und im freiburgischen Sensebezirk ist aber auch *Geess*, im Thurgauischen *Gaass* oder in einigen Dörfern des St. Galler Rheintal *Goass* zu hören. Auch die Formenbildungen zeigen erhebliche dialektale Varianz: *wir gehen* kommt u.a. in den Varianten *göi, göö, gää, gaa, gei, gee, geen, gänd, gönd, gange, gönge, ganged, gaand* vor. Laute und Formen verbinden sich in unseren Köpfen zu einem Ganzen und machen das besondere Gepräge eines Dialektes aus und lassen auch einen modernen Text, thematisch weitab von den Wanderpfaden traditioneller Dialektliteratur, sicher als Berndeutsch erkennen: «*wie d hüener zmits im morgegraue / stöh si scho parat / mit de fürwehrrote rote socke / u em fotoapparat / die wanderer / we längwyli chönnt töte / wäre si scho nümme da / aber nach der erste bläiig / göh si die nächsti routen a / die wanderer / (...) wie herrlech lüchte d matte u der bodepriis / die einsamkeit bim wandere / störe gäng die andere*» (Stiller Has: Chole. Sound Service 1998). Diese lautlichen und formalen Eigenschaften von Dialekten verändern sich im Lauf der Jahrzehnte naturgemäss auch, weisen im Unterschied zum Wortschatz aber eine erstaunliche Stabilität auf und garantieren weiterhin die Vielfalt der Deutschschweizer Dialekte, die von den Kindern nach wie vor verlässlich aus der sprachlichen Vorlage ihrer Lebensumgebung erworben werden.

Eine *Tour de Suisse* der Deutschschweizer Dialekte verspricht also auch heute noch zu einem spannenden Unterfangen zu werden, weil vom Rheintal zum Sensebezirk, vom Ramsen bis ins Urserental doch merklich unterschiedlich gesprochen wird. Im Unterschied zu früher kann aber diese Begegnung mit der Deutschschweizer Dialektvielfalt mit sehr viel bescheidenerem Aufwand betrieben werden. Das öffentliche Radio und das öffentliche Fernsehen mit ihrer Programmvielfalt und ihren Sendezeiten rund um die Uhr beschäftigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die aus unterschiedlichen Gegenden kommen und die schweizweit die Unterschiedlichkeit ihrer Dialekte zu Ohren bringen. Die binnenschweizerische Migration und die vielen Berufspendlerinnen und -pendler machen zudem den persönlichen Kontakt mit Andersdialektalen im Beruf, in den Vereinen, in der Politik zu einer Alltäglichkeit. Wir alle sind also überaus routiniert im Umgang mit verschiedenen Dialekten, wohl weit routinierter als man das noch vor Jahrzehnten und Jahrhunderten war.

Dass sich Menschen aneinander anpassen, ist eine soziologische Binsenwahrheit, wer also von Rapperswil nach Burgdorf umzieht, wird sich vielleicht an seine neue Umgebung anpassen, auch sprachlich. Das Fortbestehen der Dialekte scheint vom Stellenwert der Ortsdialekte abzuhängen. Ist der Ortsdialekt von Burgdorf, wie er von den Einheimischen gesprochen wird und von Generation zu Generation weitergegeben wurde, nach wie vor die Richtschnur für den Sohn der Rapperswilerin, der in Burgdorf aufwächst? Bis zum heutigen Tag ist diese Art der Tradierung erfolgreich und hält die Unterschiedlichkeiten der Deutschschweizer Dialekte – trotz aller Unkenrufe – aufrecht.

LITERATUR

CHRISTEN, HELEN (1998), *Dialekt im Alltag*, Tübingen.

Sprachatlas der Deutschen Schweiz (SDS) (1962-1997), begründet von HEINRICH BAUMGARTNER und RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, in Zusammenarbeit mit KONRAD LOBECK, ROBERT SCHLÄPFER, RUDOLF TRÜB und unter Mitwirkung von PAUL ZINSLI; Hg. von RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, Bde I-VIII, Bern/Basel.

MUNDARTEN UND IDENTITÄTEN

Iwar Werlen

Einleitung

Im Gebrauch des Schweizerdeutschen drücken die Bürgerinnen und Bürger der deutschsprachigen Schweiz ihre lokale Identität aus. Das ist keine neue Nachricht, aber eine diskutierbare. «Identität» ist nämlich eines jener Wörter, die Uwe Pörksen einmal Plastikwörter nannte. In wissenschaftlicher Verwendung entstanden, sind sie zur unbestimmten Allerweltsfloskel verkommen. Darum ist es nötig zu sagen, was unter Identität verstanden werden soll. Sozialpsychologen unterscheiden personale und soziale Identität. Die personale Identität (die Person, die ich über die Zeit hinweg durch alle Entwicklungen hindurch bin) ist hier nicht gemeint. Im Vordergrund stehen die sozialen Identitäten (zu welcher sozialen Kategorie gehöre ich?).

Soziale Identitäten zwischen Gemeinsamkeit und Verschiedenheit

«Wer bin ich?» und «Wer bin ich nicht?» – das sind die Fragen, auf die der Begriff der Identität Antworten sucht. Der Plural «Antworten» steht hier bewusst. Ich bin ein Mensch, ein Mann, ein Vater, ein Sprachwissenschaftler, ein Briger, ein Schweizer... und einige dieser Identitäten haben mit meinen Mundarten zu tun. Ja, auch die Mundarten sind im Plural: Wenn ich mit meiner Schwester rede, spreche ich Brigerdeutsch, mit Berner Studierenden spreche ich meine eigene, idiosynkratische Mundart, mit meiner Frau spreche ich in einem schwäbisch gefärbten Hochdeutsch und mit meinen deutschen Kollegen ein schweizerisch gefärbtes Hochdeutsch. Bin ich deswegen ein sprachliches Chamäleon? Nein. Denn ein Chamäleon schützt sich durch seine Anpassung an die Farbe der Umgebung; der flexible Sprecher (wie das Jürgen Macha, ein deutscher Dialektforscher, nannte) dagegen zeigt durch die Wahl der Mittel aus seinem sprachlichen Repertoire, als wen er sich und die andern in einer Situation betrachtet, was er mit ihnen gemeinsam hat und worin er sich von ihnen unterscheidet. Anders gesagt: Er bringt seine Identität in dieser Situation zum Ausdruck (das tut natürlich auch die flexible Sprecherin mit ihrer Identität).

Sprachliche Varietäten und Identitäten

Mein Grossvater erzählte mir einmal die Geschichte seines Lehrers aus Brig, den er im Ruhestand besuchen ging. Er schilderte, wie er aus dem Zug stieg, durch die Stadt zum Haus ging, wo er den alten Lehrer vermutete. Als er näher kam, sah er einen älteren Herrn im Garten sitzen und stricken. Er erkannte den Lehrer, blieb stehen:

- *dischä Naazi isch daa derfor gschtanne* / dieser Nazi (=Ignaz, für «ich») ist da davor gestanden
- *der Puggl vollä glachet* / den Buckel voll gelacht
- *in ds Gesicht ne daa so angglüegt* / in das Gesicht ihn da so angeschaut
- *ii und Ignaz kommt mich besuchen, das isch jetzt schön*
- *är hed nit wallisertitsch ggret* / er hat nicht Walliserdeutsch gesprochen
- *[..] isch Badenser ksii vom Groosherzogtum Badu* / ist Badenser gewesen vom Grossherzogtum Baden
- *aber der im Häärze drinna ischt der mee Schwizer ksi als* / aber der im Herzen drin ist der mehr Schweizer gewesen als
- *der het dem titsche nimmä naakfräakt jawoll* / der hat dem Deutschen nicht mehr nachgefragt, jawohl

In seiner lebhaften Erzählung auf Walliserdeutsch zitiert der Grossvater den Lehrer auf Hochdeutsch; er wechselt also die Sprache und macht dadurch deutlich, dass der Lehrer kein Walliser war, eben weil er nicht Walliserdeutsch sprach. Er verortet ihn territorial im Grossherzogtum Baden. Dieser territorialen Zuordnung stellt er aber gleich anschliessend die emotionale entgegen – im «Herzen» war der Lehrer Schweizer, mehr als mancher Schweizer. Aber Walliser war er nicht, nur Schweizer. Sprachliche, territoriale und emotionale Identität stehen miteinander in Konflikt.

Wer den Mund aufmacht und zu sprechen beginnt, teilt nicht nur die Inhalte mit, über die er spricht, er teilt auch einiges über sich selbst mit. Schweizerdeutsche Dialekte sagen immer auch aus, woher jemand kommt, zu welcher Sprachgemeinschaft er gehört. Insofern verankern sie Menschen territorial. Schweizerinnen und Schweizer haben eine *Heimatgemeinde* und einen *Heimatschein* (beides Schweizer Wörter im *Variantenwörterbuch des Deutschen*) und eine *Heimatsprache*. Wer hingegen das Hochdeutsch einer deutschen Nachrichtensprecherin spricht, verankert sich national – als Deutsche.

Welchen Sinn hat diese (bewusste oder unbewusste) Demonstration lokaler Identität? Sie ist ja nicht unproblematisch: Eine aus Zürich stammende Studentin an der Universität Basel hat die Reaktion der Baslerinnen und Basler auf ihr Zürichdeutsch mit einem relativierenden Lächeln als «Feindschaft» bezeichnet (zitiert in einem Aufsatz von Lorenz Hofer in *Linguistik online*, 2004). Und umgekehrt sprechen die Walliser in Bern vom «Exotenbonus», den sie dank ihres Walliserdeutschen haben; einen Bonus, den schon der damals noch junge Felix Platter in Anspruch nahm, als er in Zürich auf Walliserdeutsch betteln ging und dazu als alter Mann in seiner Biographie anmerkt: «wo ich in ein wirtzhuß kam, hörten mich die lüt gären die Walleser sprach reden und gaben mier gären.»

Identitäten sind nicht ein für allemal gegebene Zuschreibungen; sie werden vielmehr immer wieder in Interaktionen, Diskursen und Aushandlungen hergestellt, verändert, verneint oder verleugnet. Nicht mit jedem Walliser spreche ich walliserdeutsch – manchmal ist es mir lästig oder unangenehm, als Walliser identifiziert zu werden. Identitäten bilden sich im Schnittpunkt von Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten, von Standpunkten und Blickrichtungen.

Die deutsche Schweiz als Sonderfall?

Aus der Sicht der Entwicklungen in den umliegenden Staaten, aber auch aus der Sicht der französischsprachigen Schweiz stellt der umfassende Gebrauch der Mundarten in der deutschen Schweiz durch (fast) die ganze Bevölkerung in der mündlichen und zunehmend auch der schriftlichen Kommunikation einen Sonderfall dar. Analysiert man den internen Deutschschweizer Diskurs über diesen Sonderfall, findet man drei Erklärungsmuster: Abgrenzung gegen die Deutschen, Widerspiegelung der demokratischen und föderalen Strukturen, Hochwertung des Schweizerdeutschen als Sprache der Nähe, der Heimat – wie manche auch sagen, des Herzens.

Der Abgrenzungsdiskurs: Die deutsche Schweiz gehört zum deutschen Sprachraum, der nicht identisch ist mit Deutschland. Abgrenzung ist hier nötig, müsste aber nicht zum Dialekt führen. Auch Österreich gehört zum deutschen Sprachraum, auch Österreicher grenzen sich ab, auch sie tun es mit der Sprache, aber in anderer Art. Darum kann Abgrenzung allein die Verhältnisse nicht erklären.

Die Widerspiegelung demokratischer und föderaler Strukturen: Dieser Diskurs geht weit zurück. Franz Joseph Stalder, der Begründer der Schweizer Dialektologie, sagte es im Vorwort zu seinem Buch *Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie* von 1819 schon klar (und er hat viele Vorgänger): «So stark sonst in den Ländern deutscher Zunge die Mundart des Gebildeten von der Mundart des Volkes absticht, so waltet doch bei uns, d.h. in den Städten sowohl als in den Dörfern, eine und dieselbe Sprache, nämlich die Volkssprache, so dass zwischen (sic!) der Sprechart des höchsten Staatsbeamten und geringsten Tagelöhners selten ein merklicher Unterschied verspürt wird.» Unabhängig also von ihrer sozialen Stellung und ihrem Bildungsgrad sprechen alle (Deutsch)-Schweizer die gleiche Sprache – die schweizerdeutsche Volkssprache (und Stalder meint natürlich die Mundarten, nicht einen Standard). Aber auch die Föderalität ist zentral: Die Schweiz ist bis heute eine Schweizerische Eidgenossenschaft und diese besteht laut Artikel 1 der heute geltenden Bundesverfassung aus dem Schweizervolk und den Kantonen. Darum ist die lokale, regionale und kantonale Identität gebunden an den lokal verortbaren Dialekt.

Mundart als Sprache der Nähe, des Herzens: Dieser Diskurs ist der zählebigste überhaupt. Er läuft der tatsächlichen Entwicklung zuwider. Die schweizerdeutschen Dialekte sind längst ausgebaute Sprachen geworden, in denen jedes Thema in jeder Textsorte darstellbar ist. *Ich chennti jetz ooni wiiteres in dischem tekscht uf wallisertitsch witerfare und waarschiinli verschtääti mi die meischte fa dene, wa dits läsent.* Dennoch bleibt das Stereotyp bestehen, dass wir uns in der Mundart wohl fühlen und im Hochdeutschen nicht. Im Dialekt gibt es keine Fehler, im Hochdeutschen schon. Im Dialekt braucht man sich keine Mühe zu geben, im Hochdeutschen schon. Im Dialekt geht's von selbst, im Hochdeutschen nicht. Die Liste liesse sich verlängern. Joachim Scharloth vom Deutschen Seminar der Universität Zürich hat vor kurzem in einer empirischen Untersuchung einen «Hochdeutschkomplex» der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer (nachzulesen in der Internet-Zeitschrift *Trans*, Nr. 25) nachgewiesen – der eigene Hochdeutschgebrauch wird abgewertet, als schlecht eingestuft. Darin zeigt sich, dass die Abgrenzung mit einer Selbstabwertung einhergeht, die sich in Abwehr und Ablehnung verwandelt.

Alle drei Diskurse vermögen nur ansatzweise zu erklären, warum die Mundarten in der deutschen Schweiz zum allgegenwärtigen sprachlichen Kommunikationsmedium geworden sind. Roland Ris hat von Dialektwellen gesprochen – vielleicht keine gute Metapher, weil Wellen verebben, nicht aber diese.

Es ist ja so, dass der Prozess der immer stärkeren Ausweitung des Mundartgebrauchs von niemand geplant wurde. Er hat sich durchgesetzt gegen alle, die ihn bekämpften, die für eine funktionale Verteilung von Mundart und Hochsprache plädierten, die den Hochdeutschgebrauch in den Schulen selbstverständlich machen wollten. Es scheint um einen typischen Prozess der «unsichtbaren Hand» zu gehen, bei dem viele Einzelne ihre kommunikativen Ziele auf die einfachst mögliche Art zu erreichen suchten und dabei die kommunikativen Normen etablierten, die uns heute nicht nur erlauben, sondern verpflichten, in möglichst vielen Fällen Schweizerdeutsch zu sprechen. Darum sind Zweifel an einer erfolgreichen Sprachplanung in diesem Bereich erlaubt.

Das Gegenbild – die Nationalsprachen

Was der Sonderfall bedeutet, wird erst klar, wenn man die Alternativen betrachtet. Die europäischen Nationalstaaten haben seit dem 19. Jahrhundert das Bild des einsprachigen Staates geschaffen, in dem alle Bürger (die Bürgerinnen zählten damals noch nicht mit) die gleiche Sprache sprechen und verstehen sollten. Das geschah – zumindest in Frankreich, in Deutschland lief der Prozess anders – durchaus in politischer Absicht: Alle Bürger sollten sich am politischen Leben beteiligen können. Lokale Identität wurde ersetzt durch nationale. Allerdings, die akzentlose, keiner Herkunft zuordenbare Sprache ist fast überall einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht, den Gebildeten, den Intellektuellen zuzuordnen. Damit wird sie wiederum zum Zeichen sozialer Identität.

Die Schweiz nach 1848 stellt keine Nation im obigen Sinn dar; sie ist ein postnationaler Staat *avant la lettre*. Als 1848 die erste Bundesverfassung beraten wurde, vermied die Tagsatzung die Rede von der schweizerischen Nation und ersetzte sie durch die Schweizerische Eidgenossenschaft. Das ist nicht einfach ein Austausch von Etiketten – es ist ein konzeptioneller Unterschied. Und wenn ein bekannter Sammelband von der «Erfundenen Schweiz» und den «Konstruktionen nationaler Identität» spricht, wird deutlich, dass die Schweiz denkbar ungeeignet ist für das Konzept der Nationalsprache (auch wenn die Landessprachen auf Französisch *langues nationales* heissen).

Nationale Verständigung und lokale Identität

Identitäten anzuzeigen ist eine unvermeidliche, aber nicht unbedingt die primäre Funktion des Sprechens. Unser primäres Ziel ist es ja, uns verständlich zu machen und verstanden zu werden. Mundarten werden üblicherweise nur von einer relativ kleinen Zahl von Menschen gesprochen, während die nationalen Sprachen von vielen Menschen gesprochen und verstanden werden. Die Sprachwissenschaft kennt dafür den Begriff der kommunikativen Reichweite. Die Mundarten der deutschen Schweiz haben eine geringere kommunikative Reichweite als das Standarddeutsche, aber eine grössere als die auf Familie, Freunde und engere Lokalgemeinschaft beschränkten Dialekte im südlichen Deutschland oder in Österreich. Die Dialekte unterscheiden sich zwar voneinander, aber die meisten von ihnen sind mit relativ geringer Mühe für die andern verständlich. Nicht alle Dialekte sind dabei gleichberechtigt: eine Sprecherin aus Grindelwald oder Kippel oder Safien wird mehr Mühe haben, von Menschen aus Zürich oder Basel verstanden zu werden, als eine Stadtbernerin. Die kommunikative Reichweite ist aber in den letzten Jahrzehnten grösser geworden. Es gibt immer mehr Präsenz vieler verschiedener Mundarten in Radio und Fernsehen, was zu einer immer grösseren rezeptiven Fähigkeit der Zuhörerschaft führt. In der deutschen Schweiz ist die interne Kommunikation auch bei der Verschiedenheit der Dialekte gewährleistet.

Die Verwendung der Mundart in praktisch allen Lebenssituationen beeinträchtigt jedoch die Verständigung mit Menschen, die keine der Mundarten sprechen und sie nicht verstehen. Hier stellt sich also die Frage nach der nationalen (und internationalen) Verständigung. Und zwar in doppelter Hinsicht: der Verständigung in der sprachlichen Kommunikation und der Verständigung über sprachliche Kommunikation. Der erste Teil ist klar: Nur wenn ich mit anderssprachigen Personen in einer Sprache rede, die zu verstehen sie in der Lage sind, kann ich mich verständlich machen. Nach der heutigen Lage der Dinge heisst das: Entweder Hochdeutsch oder die andere Sprache sprechen. Der zweite Punkt ist weit weniger evident: Wir teilen nicht die gleichen Kommunikationskulturen zwischen den Sprachgemeinschaften. In der französischen Sprachgemeinschaft sind *patois* negativ besetzt, ist ein hohes Normbewusstsein in Bezug auf die Standardsprache vorhanden und die Fehlertoleranz ist gering. In der deutschschweizerischen Sprachgemeinschaft ist das alles anders. Verständigung heisst hier auch zu akzeptieren, dass andere anders sind – auf beiden Seiten.

Nach all dem, was hier gesagt wurde, ist es ein eigentlich ein Widerspruch, von *nationaler* Verständigung und Kohäsion zu sprechen. Die Verfassung spricht hier seit 1996 eine andere Sprache: «Der Bund und die Kantone fördern die Verständigung und den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften» heisst es in Artikel 70 Absatz 3 der Bundesverfassung. Dass hier von Sprachgemeinschaften die Rede ist (und nicht mehr von Sprachen und Sprachgebieten), ist ein gutes Zeichen. Denn die Sprachgemeinschaften sind vielfältig und sie ermöglichen vielfältige Identitäten – vom Heimatort bis hin zur Schweizerischen Eidgenossenschaft. Die flexiblen Sprecherinnen und Sprecher in den Sprachgemeinschaften werden sich ihre Wege in die Zukunft multipler Identitäten bahnen. Den Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern kann man dabei helfen, mit etwas mehr Gelassenheit und Selbstbewusstsein ihr hochdeutsches Repertoire zu verwenden, ohne dabei ihre lokale Identität aufzugeben.



UNE MENACE POUR LA COHÉSION NATIONALE?

Ernest Weibel

L'emploi du suisse allemand ne menace, en aucun cas, la cohésion nationale. Celle-ci ne dépend pas, en effet, de facteurs linguistiques. La Suisse constitue une nation politique. Elle a été bâtie depuis 1291 par des communautés rurales et urbaines alémaniques au sein du Saint-Empire romain germanique; puis au début des Temps Modernes ces collectivités ont étendu leur pouvoir dans des pays romands et italiens, en leur laissant leur idiome ainsi que leurs us et coutumes. A la fin du XV^e siècle, les Ligues suisses se détachent *de facto* de l'Empire, l'indépendance *de jure* étant acquise en 1648. Le Corps helvétique s'est forgé au cours d'un long processus historique, complexe et enchevêtré, lors duquel des facteurs de politique étrangère, de défense et d'économie ont joué un rôle prépondérant. De même, le clivage religieux depuis la Réforme a constitué un élément important de la construction helvétique; source de disputes et de luttes, il a abouti non sans mal à un équilibre confessionnel et à la tolérance. L'allemand a été la langue officielle de l'ancienne Confédération d'avant 1798. Certes, le Pacte du Grütli de 1291 est rédigé en latin, mais toutes les *Bundesbriefe* ultérieures, à partir du Pacte de Brunnen en 1315, sont en allemand¹. Toujours est-il que la langue ne joua pas un rôle déterminant dans la construction de l'ancienne Confédération, dont les déchirements résultaient surtout des luttes politiques et confessionnelles, des conflits d'intérêts et des problèmes économiques. Sous l'Ancien Régime d'avant 1798, les pays sujets et alliés de la Confédération des XIII Cantons (tous les cantons étaient de langue allemande, y compris Fribourg) ont continué à employer leur idiome: français et patois romands dans les territoires romands, italien et patois lombards dans les zones italophones (bailliages tessinois et Valteline soumise aux Grisons).

Néanmoins, comme l'a démontré Ulrich Im Hof, à la fin du XVIII^e siècle, malgré les efforts de quelques esprits éclairés, la Suisse n'avait pas encore pleinement pris conscience de constituer une nation multilingue, «l'allemand étant toujours considéré comme la langue suisse»². La République helvétique de 1798 à 1803 va introduire le principe d'un Etat suisse trilingue (allemand, français et italien). Toutefois, il faudra attendre la constitution fédérale de 1848 pour que le trilinguisme soit véritablement institutionnalisé, et la révision constitutionnelle de 1938 pour que la Confédération devienne quadrilingue (avec le rhéto-romanche). Il n'en demeure pas moins vrai que l'allemand reste la

langue de la Suisse alémanique et de la majorité de la population de la Confédération.

Les Suisses ont établi alors une sorte de *modus vivendi*, en partageant ensemble des intérêts économiques et des aspirations de sécurité, de justice, de médiation et d'égalité, ainsi qu'une même vision du monde politique. De multiples liens de solidarité, de confiance, de tolérance et de dialogue se sont ainsi tissés entre Suisses; lesquels se sont, du reste, mélangés au delà de leurs clivages linguistiques. Les migrations internes ont resserré, par ailleurs, les liens entre Suisses de langues et de religions diverses. La recherche de l'unité dans le respect de la diversité semble bien être la clef de voûte de l'ensemble helvétique. L'histoire que l'on a partagé ensemble, les luttes sociales et politiques que l'on a mené de front, ainsi qu'un attachement profond à la vie locale et à la démocratie, unique en son genre en Europe: tous ces éléments ont cimenté notre édifice national.

En 1847, lorsque les Radicaux ont commencé à bâtir l'Etat fédéral moderne, la question des langues ne figurait pas au centre de leurs préoccupations; ce qui les intéressait avant tout, c'était la construction d'une société moderne et démocratique issue des cendres du Sonderbund, en gommant les clivages religieux, sources de disputes depuis le début du XVI^e siècle. Par ailleurs, ils voulaient enlever aux cantons une partie de leurs prérogatives, sans pour autant les faire disparaître. Toujours est-il, comme «l'a fort bien défini le professeur Luthy... la Suisse au fond, n'a jamais résolu le problème politique du plurilinguisme, elle a évité de le poser, ce qui est toute autre chose». Cette observation, qui figure dans un article de la *Feuille Centrale de la Société suisse de Zofingue* (Genève, octobre 1973, 113^e année, no 6: 309), consacrée à l'évolution des rapports de forces entre la Suisse alémanique et la Suisse romande, est, à mon avis, toujours actuelle, en dépit des innombrables débats et projets s'y référant.

L'essor du suisse allemand dans la société alémanique, date de la fin du Troisième Reich. Celui-ci entraîna une rupture culturelle entre l'Allemagne et la Suisse alémanique, à telle enseigne que «dans les années qui suivirent la Seconde Guerre Mondiale», alors que les dialectes disparaissent d'une manière radicale en Allemagne, «une véritable barrière linguistique s'érigea peu à peu à la frontière nord de la Suisse». Sur ces entrefaites, le dialecte progresse considérablement dans les décennies soixante et soixante-dix à l'école, dans l'Armée, à l'Eglise et surtout dans les médias de masse, ainsi que dans les discours à

caractère officiel³. Bref, les Alémaniques expriment leur identité et leur différence grâce au dialecte. Le recours qu'ils font au suisse allemand s'apparente au discours du *Vialtar ma capissuf miga* des Tessinois. «Devant l'afflux d'immigrants non seulement alémaniques, mais aussi italiens, l'autochtone, c'est-à-dire le Tessinois, a un moyen très simple d'exprimer sa différence: le recours au dialecte local. Il lui permettra d'affirmer face à son voisin napolitain: *Vialtar ma capissuf miga* (Vous ne nous comprenez pas). En bon italien, cela se dirait: *Voi non ci capite. L'écart est de taille*»⁴.

En 2005, le suisse allemand représente la seule et unique langue véritablement propre à la Confédération⁵; il est devenu courant non seulement dans la sphère privée mais également dans la vie économique. Selon la brochure de l'Office fédéral de la statistique *Le paysage linguistique en Suisse* (avril 2005), 90,8% des Suisses en Suisse alémanique parlent le dialecte en famille, et son usage à l'école et au travail est considérable. Bref, le suisse-allemand existe, et je dirais, aujourd'hui au-delà des statistiques officielles, des controverses et des langues de bois, il représente l'essence, le *Volksgeist* de la Suisse alémanique. Assurément, la célèbre formule de l'Alémanique qui parle une langue qu'il n'écrit pas et qui écrit une langue qu'il ne parle pas reste toujours valable. Toutefois, l'usage du dialecte est de nos jours amplifié, entre autres, par la radio et la télévision. L'écrit reste en Suisse alémanique l'apanage de l'allemand et tout le problème résulte, notamment pour le locuteur non alémanique désireux de communiquer avec un interlocuteur alémanique, de maîtriser *de facto* deux idiomes.

La compréhension entre Suisses est bien entendu vitale; toutefois, il importe de rappeler que l'arbre ne doit pas cacher la forêt. Ce qui est primordial, c'est que l'on puisse se comprendre, soit par l'une de nos quatre langues nationales, soit par le suisse allemand. Enfin, n'oublions pas que l'on peut toujours recourir à la traduction, sans passer pour autant pour un mauvais Confédéré. De surcroît, il est évident, à moins d'aspirer à la perfection, c'est-à-dire à introduire dans chaque Suisse un gène lui donnant immédiatement le don d'être polyglotte, on ne pourra jamais espérer que tous les citoyens puissent maîtriser l'allemand, le français, l'italien, le suisse allemand, le dialecte tessinois, le Rumantsch Grischun, le puter (Haute Engadine), le vallader (Basse Engadine), le surmiran, le sutsilvan et le sursilvan. A mon sens, ce qui importe, c'est que l'on facilite au plus grand nombre la compréhension de la culture de l'autre et que les principaux acteurs de la vie économique, politique et sociale du pays puissent s'entendre au-delà des barrières linguistiques.

Que faire à propos du suisse allemand? Tout d'abord, la question s'adresse aux Confédérés alémaniques, qui doivent aujourd'hui choisir entre plusieurs solutions. Soit, ils continuent à évoquer le problème de la position du suisse allemand dans la société alémanique sans le résoudre, en espérant que le temps le réglera; soit ils tentent d'aborder cette question en freinant son développement et en renforçant le poids de l'allemand, entre autres dans les médias audiovisuels et à l'école. A mon sens, les sphères dirigeantes alémaniques ne peuvent différer indéfiniment ce positionnement notamment dans un monde globalisé où la communication est devenue l'Alpha et l'Omega de l'homme moderne. Faut-il amorcer une phase de «néerlandisation», en conférant au suisse allemand un statut de langue nationale aux côtés de l'allemand ou doit-on bannir le dialecte de la vie économique et politique et promouvoir à tout rompre la langue de Goethe? En Suisse, tout se fait lentement, et je conçois que l'on ne puisse bousculer ainsi un mode de vie dialectal. Cependant, l'on pourrait se demander si l'on ne devrait pas interroger les intéressés, c'est-à-dire les locuteurs alémaniques, pour savoir ce qu'ils pensent de ces deux options. Après tout, la démocratie référendaire peut aussi s'appliquer à cette question?

Il est évident que le positionnement alémanique en matière de dialecte se répercute au sein des minorités latines, en particulier au niveau de l'école. Les communautés latines ne peuvent pas ignorer le phénomène du suisse allemand; elles doivent obligatoirement l'intégrer dans leur vision de la société alémanique. Si l'on prend le cas de la Suisse romande, on peut se demander s'il faut continuer à apprendre l'allemand aux jeunes Romands, en sachant qu'ils arriveront peut-être à lire le *Blick*, voire la *Neue Zürcher Zeitung*, sans pour autant comprendre un traître mot d'une conversation ou d'un échange de propos dans une émission de la télévision alémanique sur le football ou le ski. Bref, ne devrait-on pas à envisager sérieusement de donner des leçons de suisse allemand en parallèle à l'allemand dans les écoles des cantons romands, en sachant qu'il s'agit d'un atout pour l'avenir; la réalité montrant que la compréhension de la société alémanique passe obligatoirement par le dialecte.

Dans *Mundart- und Standardsprachen in der Schweiz* (paru en 1982 en allemand, et en 1985 en français), le professeur Robert Schläpfer craint que «l'abandon de l'allemand par les Suisses alémaniques renforce la barrière linguistique qui les sépare des autres régions de la Suisse, ce qui n'est pas souhaitable d'un point de vue politique. Est-ce que les minorités, petites et grandes, devront apprendre à l'avenir le suisse allemand plutôt que l'allemand standard, et quel suisse allemand? Il est douteux qu'elles soient disposées à apprendre

une forme de langue qui ne peut pas être utilisée dans un espace germanophone plus vaste que la Suisse allemande»⁶. Cette renonciation affaiblirait ainsi, selon le professeur Schlöpfer, la cohésion de la Confédération, les minorités continuant à privilégier l'allemand. De surcroît, elle susciterait l'embarras, le suisse allemand n'étant pas homogène et présentant différentes formes ou variétés selon les régions (Zurich, Bâle, Berne ou Haut-Valais, pour n'en citer que quelques unes).

Que les minorités latines helvétiques évoquées plus haut ne soient pas motivées pour apprendre le suisse allemand – car celui-ci ne leur facilite pas l'accès au monde germanophone d'outre-Rhin –, j'en conviens aisément. Mais elles ne sont pas plus enclines à apprendre l'allemand. La raison de cette résistance réside dans l'histoire, la culture et la psychologie des peuples latins de la chaîne des Alpes face au milieu germanique. Toutefois, si l'on fait abstraction des préjugés et des pesanteurs sociologiques et historiques, on peut s'imaginer que si l'on offrait aux jeunes des minorités latines un bagage scolaire en suisse allemand aux côtés de l'allemand, on leur ouvrirait un nouvel horizon, en leur permettant des échanges fructueux avec le monde alémanique – et on améliorerait la compréhension mutuelle.

Quant à la menace pour la cohésion nationale, mentionnée plus haut, je n'y crois pas; bien au contraire: l'unité nationale en sortirait renforcée, dans la mesure où le suisse allemand permettrait une communication immédiate et sans faille entre locuteurs romands et alémaniques. Je conçois qu'il s'agit d'une véritable révolution culturelle, qui soulèverait des vagues d'indignation, de crispation et de critique, tant il est vrai que toute évocation de l'enseignement des langues dans les écoles suscite une levée de boucliers dans tous les milieux de la société. De surcroît, la démocratie référendaire et les compétences cantonales s'en mêleraient et l'on assisterait à une véritable dispute nationale. Mais, après tout, l'école doit former les jeunes et les intégrer dans la société. Or, il est paradoxal, que l'on enseigne l'allemand aux jeunes Romands: lorsque ces derniers se rendent en Suisse alémanique, ils sont étonnés de constater que l'on ne l'y parle pas. On les envoie alors en Allemagne, pour perfectionner l'allemand, étant donné que cela n'est pas possible en Suisse alémanique, censée être une région germanophone.

Mais quel dialecte doit-on apprendre? Pour un locuteur non alémanique, il est difficile de répondre à cette question. Pourtant, la radio et la télévision de la Suisse alémanique diffusent déjà l'essentiel de leurs programmes en un suisse

allemand standard avec des variantes et des intonations régionales. Enfin on peut bien concevoir un suisse allemand standard. N'a-t-on pas créé un «Rumantsch Grischun», qui n'a pas pour autant fait disparaître les autres parlers rhéto-romans?

Dès 1795, Karl von Bonstetten annonçait que le plus grand défi de la Suisse était d'unir en une république des populations de langue, de coutumes, de religion et de situation différentes; il ajoutait que cela devait se faire dans le respect du «particularisme de chacune des régions». En définitive, le positionnement du suisse allemand en Suisse va dépendre de la considération que l'on accordera à la spécificité dialectale alémanique.

-
- 1 Cf. IM HOF, ULRICH (1948), *Vom Bundesbrief zur Bundesverfassung*, Stiftung Schweizer-Hilfe: 15.
 - 2 Cf. IM HOF, ULRICH; BERNARD, NICOLAI (1983), *Les relations des communautés linguistiques au sein des associations nationales suisses avant la création de la nouvelle Confédération de 1848*, in: DU BOIS, PIERRE (SOUS LA DIRECTION DE) (1983), *Union et division des Suisses*, L'Aire historique, Lausanne: 13.
 - 3 Cf. RIS, ROLAND, *L'évolution linguistique en Suisse alémanique et son impact en Suisse romande*, in: DU BOIS, PIERRE (1983), op. cit.: 167-172.
 - 4 Cf. PICHARD, ALAIN (1987), *La Suisse dans tous ses Etats*, Editions 24 Heures: 262.
 - 5 «A part quelques exceptions – Bâle est un îlot linguistique où l'on parle le bas-alémanique, la vallée de Samnaun en Basse Engadine parle le tyrolien –, toute la Suisse alémanique appartient au territoire du parler haut-alémanique, dont les limites ne se situent pas le long de la frontière du pays, en bordure du Rhin, mais un peu plus au nord». Cf. RIS, ROLAND, *L'évolution linguistique en Suisse alémanique et son impact en Suisse romande*, in: DU BOIS, PIERRE (1983), op. cit.: 175.
 - 6 Cf. LOCARNINI, GUIDO, *Vier- und Vielsprachigkeit in der Schweiz*, in: FORUM HELVETICUM (1990), *Vier- und Vielsprachigkeit in der Schweiz*, Schriftenreihe des Forum Helveticum, Heft 3, Lenzburg: 65.

